

Colby College

Autor(en): **Stettler, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **38 (1958-1959)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und so erscheint es mir als ein Akt staatsmännischer Klugheit, daß die uns von Carl Theodor Müller dargebotene Ausstellung «Europäisches Rokoko» von einer Macht inspiriert wurde, die auf ihre Fahnen den Namen der Freiheit geschrieben hat. Wir sahen diese Schau als ein veröhnliches Bekenntnis im wieder altvertrauten München.

Nach einem im Germanischen Museum in Nürnberg gehaltenen Vortrag

COLBY COLLEGE

VON MICHAEL STETTLER

Den nordöstlichsten Zipfel der Vereinigten Staaten bildet der Staat Maine, der weit in kanadisches Territorium vorstößt, längs einer Küste voller Fjorde mit kleinen Häfen, Leuchttürmen und vorgelagerten Inselchen in tiefblauer See. Es ist eines der berühmten Ferienlande von Amerika, das von hier aus mit Hummer, Hühnern, Heidelbeeren und Kartoffeln beliefert wird. Hügel, Wälder und Ströme durchziehen das anmutig großartige, von Riesenstädten verschonte Land. Alt-indianische und, von Kanada herüber, viele französische Namen kennzeichnen die Orte und ihre Bewohner.

In Maine liegt Colby College. Über der Provinzstadt Waterville sind seine Häuser locker hingestreut, «auf dem Hügel, aber nicht über dem Berg», wie ein Slogan seiner Werbeschrift lautet. Die Schule ist kurz vor dem letzten Krieg aus der Bahnhofsgegend auf die Höhe gezogen, auf der inzwischen vierundzwanzig Gebäude, symmetrisch auf einzelne Achsen bezogen, errichtet worden sind. Ein kleiner See, Rasenflächen, ausgedehnte Sportanlagen, großlinige Horizonte umgeben das College, in dem ein Stab von hundert Erwachsenen eine Schar von fast zwölfhundert jungen Leuten beider Geschlechter betreut. Die Vorlesungsgebäude, Gemeinschaftshäuser und Dormitorien werden von den spitzen Türmen auf Kirche und Bibliothek überragt; sie bieten sich mitsamt dem hübschen Präsidentenhaus in amerikanischem Stil mit roten Backsteinmauern dar, mit schiefergrauen Dächern, weißen Fensterkreuzen und vorgeklebten Säulenportiken gleichfalls aus weißem Holz. Das Vorbild ist Independence Hall in Philadelphia, alles ist einheitlich, klassizistisch, äußerlich unmodern und dementsprechend ohne ästhetisches Risiko. Noch immer wird gebaut; eine Kampagne ist im Gang, die bei den Ehemaligen die Mittel für ein weiteres Vorlesungsgebäude, für ein Haus für Kunst und Musik und einen Verwaltungstrakt beschaffen soll. Von Baptisten

1820 gegründet und anfangs auch getragen, widmet sich das College heute der gemeinschaftlichen Ausbildung von Mädchen und Jungen ohne konfessionelle Bindung. Aus einer großen Mehrzahl von Bewerbern ausgewählt, treten sie mit siebzehn Jahren ein, durchlaufen die Stufen von Freshman, Sophomore, Junior und Senior, um die Schule nach vier Jahren als Bachelor oder Undergraduate zu verlassen. Hernach kommt je nachdem Geschäftsleben, Ehe, Besuch der Universität, der Graduate School, wo der Titel eines Masters und vielleicht zusätzlich der Doktorhut erworben wird. Das College folgt zeitlich auf die sogenannte High School, wobei sich das Studium nach der naturwissenschaftlichen oder der sprachlich-philosophischen Seite hin akzentuieren läßt; die Gewichtsverteilung wird vom Colbianer Lehrkörper angelegentlich diskutiert. Besonderes Augenmerk wird dem Sport geschenkt, der zeitlich und räumlich fast dominiert. Große Hallen — zum Teil aus Texas hergeschaffte Flugzeughangars — ermöglichen seine Ausübung auch in den langen Wintern.

Colby College ist eine Oase in unserer wirren Welt. Die Landschaft ist friedlich, die Gebäude geschmackvoll, alles ist daraufhin angelegt, die Erziehung gelingen zu lassen. Der Präsident regiert sein kleines Reich; er wird unterstützt vom Vizepräsidenten, vom Dekan, dem Bibliothekar, den Professoren, einem großen Hilfsstab und ständig herzureisenden Gästen. Die Studenten wiederum haben ihre eigenen Würdenträger, Vertreter und Zeitungen. Sie leben teils in fast freimaurerischen, sich selbst ergänzenden Gemeinschaften und betätigen in besonderen Clubs alle erdenklichen Liebhabereien; nichts, was es da nicht gäbe.

Um diesen Aufbau zu erfassen und die Studenten kennen zu lernen, muß man im College ein paar Tage Wohnung nehmen. Es wird einem durch unbegrenzte Gastfreundschaft von seiten aller Beteiligten leicht gemacht. Der Gast wohnt in einem der ruhevollen Fremdenzimmer; eine Bronzeplakette an der Türe meldet, daß das Mobiliar von einem Wohltäter der Schule gestiftet ward, solche Plaketten finden sich überall. Den Duschenraum, das Bad teilt man etwa mit dem im Nachbarzimmer hausenden Gast. Es kann ein Astronom sein oder ein breiter Athlet, der im nächsten Semester als Coach einer Mannschaft hierherkommen wird, und der einem von Dusche zu Dusche, sprühend und prustend, die Vorzüge des Fußballs vor denen des Baseballs begründet. Unten sind die sehr bequem ausgestatteten Gemeinschaftsräume, ganz unten die Mensa, in der die Studenten essen und auch die Gäste willkommen sind, falls sie nicht anderer Einladung folgen. Man nimmt ein Tablett vom Stapel und stellt sich in die Schlange, um das reichliche Frühstück zu sammeln, Fruchtsaft, Hafermus, Eier, Milch oder Kaffee, geröstetes Brot, Butter, Marmelade und Zubehör. Die Jungen sind formlos gekleidet, wie es das Leben im Campus erlaubt; sie tragen weiße Tennisschuhe, enge Texashosen, Pullover, Hemden, Jacken in hundert Farben und Formen. Alle haben

als gemeinsames Merkmal den kurzen, oben waagrechten Haarschnitt, wie man ihn an jungen Soldaten, ja an Rekruten gewöhnt ist. Es ist der Stil von Colby; da gibt es keine Existentialistenbärte und in die Stirn fallende Haare. An bestimmten Tagen tragen viele die blaue Uniform von Fliegersoldaten, deren militärische Ausbildung im College selber erfolgt.

Das Essen ist alkoholfrei, überhaupt herrscht Alkoholverbot; dies sei, sagt der Präsident, das Problem der Schule, nicht, wie viele annehmen, die Koedukation, denn es sei schwer die Übertretung zu ahnden. Er selber habe sich noch nicht zur Stellungnahme dafür oder dagegen durchgerungen, und wie immer er entscheide, werde er sich Gegner schaffen. So wie seinerzeit die Prohibition züchte das Verbot Unaufrichtigkeit, Heuchelei und noch Schlimmeres.

Die Schüler wirken frisch und gesund. Rings um die Häuser üben sie sich im Schlagen und Fangen von Bällen. Sie haben die Hemden geworfen und ihre kräftigen Körper leuchten im Sonnenlicht. Auf den Tennisplätzen fallen ihre behenden Sprünge auf. Auf dem Fußballplatz (der amerikanische Fußball ist sehr verschieden vom europäischen) bilden sich geballte schnelle Zentren, die auseinanderjagen; kurz, ruckartig und kollektiv prallen die Spieler aufeinander, stürzen, verletzen sich, im Nu ist es wieder vorbei. Neues Sichsammeln, Ducken, Entgegennehmen der Order, neues Ausbrechen, mit dem Ball hin und her auf dem Feld; ein Spiel voll Berechnung und Täuschung des Gegners.

Im gewöhnlichen Leben gehört zum Stil betonte Lässigkeit. Man grüßt mit «Hye» oder «Hello», wenn's hoch geht mit angehängtem Vornamen, zwanglos, gelockert, «relaxed» wie das Zauberwort lautet. Auch in den Vorlesungen räkeln sie sich in den bequemen Stühlen mit der zum Schreibtischchen erweiterten Armlehne, während der Professor über den Pragmatismus von William James, über John Stuart Mill oder über Mussolini spricht. Intellektuelles Wissen scheint am Anfang der Ausbildung noch kaum vorhanden zu sein. In einer Kunstgeschichtsstunde, während der Lehrer ein Lichtbild nach Rubens, «Urteil des Paris», zeigt, weiß auf die Frage nach dem Thema und gar schon nach den Namen der Hera, Athene und Aphrodite nicht einer Bescheid. Beim Mittagessen wird dies einem andern Professor erzählt; schallend lacht der auf: «Was, wußten die Kerle nicht, daß das die drei Grazien sind?» Man wird an die kleine Geschichte gemahnt, in der ein Inspektor in einer Geschichtsstunde einen Schüler fragt, wer den gordischen Knoten durchhauen habe, und man ihm nach dessen Versagen bis hinauf zu den höchsten Stellen versichert, der verdächtige Schüler könne es unmöglich gewesen sein.

Das Interesse kreist, wenn ein europäischer Gast mit den Schülern spricht, stets um Europa. Alle möchten herüberkommen, möglichst im kommenden Sommer schon. Oder sie waren schon durch irgendwelchen

Austausch hier, erzählen bewundernd davon. Überhaupt mag ihre Wachheit größer sein, als sie sich den Anschein geben. Indessen zeigt sich spontane Begeisterung fast nur beim Baseballspiel, im Einklang mit der ganzen Nation. Es ist ein elegantes, genau bemessenes Spiel, in das sich nicht leicht hineinlebt, wer nicht Amerikaner ist. Hauptfigur ist der Pitcher, der den Ball von Hand so geschickt, fest und listig zum verbündeten Catcher werfen muß, daß der Gegner, der in Gestalt des Batters bereitsteht, ihn mit seinem hölzernen Schläger nicht treffen kann. Gelingt es diesem, gilt es für dessen Mitspieler von Basis zu Basis zu rennen, während der Ball durch die Luft seinen Weg macht. Ein Pitcher, der erfolgreich gearbeitet hat, ist der Held des Spiels und des Tages. Die Art, wie er sich vor jedem Wurf innerlich sammelt, um sich selbst dreht und ausholt, dann wirft, hat viel Pantomimisches; so ist fast alles in diesem Spiel.

Das Interessante an der Altersstufe zwischen siebzehn und einundzwanzig ist hier, daß man es mit Männern zu tun hat, die noch Knaben sind. Sie sind physisch ihren Professoren ebenbürtig, während diese an intellektuellem Niveau ihnen durchaus überlegen sind. Es ist eine Lust, mit solchen Lehrern ins Gespräch zu kommen, immer sind sie zu langen Gesprächen bereit. Sie sind jung, beweglich, wissen über Europa Bescheid, über de Gaulle, Albert Schweitzer und die Psychologie von Carl Gustav Jung. (Die Psychologie: eine der großen Modetorheiten Amerikas. Viele Schulen leisten sich eigene Psychiater, zu denen man die Zöglinge schickt, wenn sie schlechte Noten haben. Komplexe werden weg-analysiert, als wären es Hühneraugen. Sie können dementsprechend wiederkommen.)

Die Mädchen leben auf der andern Seite des Campus. Vorlesungen, Veranstaltungen sind gemeinsam, das übrige ist getrennt. Das schließt nicht aus, daß man sich an Sonntagen und bei sonstigen Gelegenheiten gegenseitig besucht und trifft. Sie tragen Glockenröcke und weiße Wollsocken, kommen entzückend heiter und gepflegt daher. Wie junge Göttinnen empfangen sie den Gast an der Tür, führen ihn lächelnd durch das mit Blumen geschmückte, mit Spannteppichen belegte Haus in den Speisesaal, an dessen Wänden eine Sammlung amerikanischer Primitiver hängt. Sie singen im Chor das Tischgebet, essen süße Salate und Mengen von Sahneis. Wiederum staunt man über soviel zartflaumige Frische; wächst aus ihr jene Art von Dame, die mit perlbesetzter Brille das Leben der amerikanischen Nation bestimmt? Noch ist alles ohne Absicht, ist jung, blühend, hell. Ihre Spiegelung geht bis in die Publizität von Life und Readers Digest.

Den gleichen hellen Gesichtern begegnet man während der Vormittage in den Vorlesungen, nachmittags auf dem Sportplatz, abends in der erleuchteten Bibliothek, sonntags in der Kirche und einmal auch im Konzert der «Band». Ein solches Konzert ist etwas vom Vergnüglichsten, was man im College erleben kann. Sechzig bis achtzig Mädchen

und Jungen haben seit Wochen geübt; nun ist man im großen Saal versammelt mitsamt dem Publikum aus der Stadt. Das Programm bietet von der Marschmusik des «Père de la Victoire» über Rossinis «Diebische Elster» zum Schmirgelpapier-Ballett und dem «Maschinenschreiber» von Anderson schlechthin alles, was man sich wünschen kann. «My fair lady» wird von den «Alten Kameraden» abgelöst, «Ein' feste Burg ist unser Gott» vom Samba «Hei Pedro», bei dem die Spieler unter mexikanischen Hüten einer nach dem andern einschlafen, bis der jugendliche Dirigent, Mißmut mimend, den Taktstock wegwirft und vom Pult herabsteigt. Bei einer Ouvertüre von Suppé wird im Programm vermerkt, Mark Twain habe nach Besuch einer Operette dieses Komponisten seinen Eindruck in die Worte zusammengefaßt: «It was funny, but not damned funny.» Nach der Pause fehlt weder eine schwedische Rhapsodie noch «Finlandia» von Sibelius. Höhepunkt und Schluß des Abends bildet, vom musikliebenden Präsidenten des College persönlich dirigiert, «Stars and Stripes for ever» von Susa. Brewster Davis, einer der zuhörenden Boys, findet das so köstlich, daß er sich auf seinem Stuhl buchstäblich wälzt. In einer Mischung von Patriotismus, Liebe und Begeisterung schließt dieser rauschende Abend.

Während des Semesters dürften die Studenten im College kaum viel vermissen. Man bietet ihnen fast zuviel: geistig, körperlich werden sie in Atem gehalten, sofern sie sich in Atem halten lassen. Sie sind für sich, genauer gesagt unter sich, aber sie können auch jederzeit mit jedermann das Gespräch führen, das sie mögen. Anlaß dazu bieten die Gastvorträge, zu denen Leute aus dem ganzen Lande kommen und über Probleme der Rassenintegration, über «Influence of Gallaxies», über sozialen Messianismus, über was immer sprechen.

Der Präsident, der dem College das Gepräge gibt, ist als Verfasser eines Buches «A faith that fulfills» ein Mann, der liberal, optimistisch, herzlich und gesellig bestrebt ist, sein College zu vergrößern, ihm einflußreiche Freunde zu gewinnen, es zu bereichern und an die Spitze zu bringen. Er muß Gäste empfangen und die Kontakte herstellen. Er soll sich kümmern und soll gewähren lassen, ein Solidaritätsgefühl erzeugen und das Gewicht erkennen, das jedem Ereignis innerhalb des College zukommt. Er hat also gleichzeitig drinzustecken und drüberzustehen. Nur so versichert er sich der Anhänglichkeit, die sich später, wenn die Alumnen im Erwerbsleben stehen, für das College günstig auswirken wird. Er darf nie müde sein und nie niedergeschlagen. So will es das Ethos des College.

Es bedeutet viel, wenn ein Land eine Erziehung fördert, die das Gleichgewicht aller Kräfte im Menschen zum Ziel hat. Mag einer daran deuteln wollen, kann doch kein unvoreingenommener Besucher sich der substantiellen Frische dieser Jugend entziehen, in deren Gegenwart soviel Zukunft enthalten ist.